

Subsistenz braucht kein Wachstum

Jedes Jahr produzieren wir mehr Waren – Dinge und Dienstleistungen. Tun wir das nicht, geraten wir in Schwierigkeiten: Es verschwinden Lohnarbeitsplätze, Steuereinnahmen, Sozialleistungen. Menschen verlieren ihr Einkommen, Zinsen können nicht zurückgezahlt werden. Wachsen wir weiter, geraten wir aber auch in Schwierigkeiten. Das permanente Wachstum verursacht ökologische Kosten und zeitigt ebenfalls soziale Kosten. Denn längst greift das internationale Kapital nicht nur auf Natur und die unbezahlte Arbeit zu, sondern – in seiner ständigen Suche nach Anlagemöglichkeiten – mehr und mehr auch auf den Sozialstaat, auf gesellschaftliches Vermögen. Neben der ökologischen Krise verschärft sich auch die Krise der sozialen Reproduktion. Um Wachstumsmöglichkeiten zu wahren, werden Löhne und Sozialleistungen gekürzt und soziale Errungenschaften wie Bildung oder Pflege zunehmend privatisiert. Das heisst, dass unter Umständen – und nur scheinbar paradox – mit dem Wirtschaftswachstum auch die Armut wächst¹ und sich die Lebensbedingungen vieler Menschen verschlechtern, insbesondere, wenn man es weltweit betrachtet.

Gerade im Globalen Süden kann ökonomisches Wachstum – beziehungsweise die Steigerung des Bruttosozialprodukts – mit einer Verschlechterung der Versorgung einhergehen, wenn Subsistenzproduktion, also die Produktion für den Bedarf des eigenen Haushalts, in Warenproduktion verwandelt wird. Dann suggerieren die Wachstumsziffern eine ökonomische Verbesserung, während in Wirklichkeit die Menge der produzierten Nahrungsmittel gesunken ist. Mehr Warenproduktion bedeutet eben nicht automatisch eine bessere Versorgung, bedeutet nicht mehr Reis auf dem Teller. Meist ist das Gegenteil der Fall.

Deshalb ist es im Grunde auch verfehlt, wenn es im Postwachstumsdiskurs oft heisst: Aber der Globale Süden darf natürlich (aus Gründen der Gerechtigkeit und wegen des Nachholbedarfs) noch wachsen. Auch hier gilt es zu fragen, ob Wachstum nützt, wer sich Wachstum wünscht und welches Wachstum gemeint ist. Ein Wachstum der Subsistenzproduktion wäre selbstredend kein Problem; umso mehr aber ein Wirtschaftswachstum, das die Subsistenzbedingungen (zum Beispiel die Ernährungssouveränität) weiter untergräbt, das Menschen von ihrem Land und aus ihren Häusern vertreibt, weil sie Entwicklungsprojekten im Wege stehen.

Nicht zufällig sagen die sozialen Bewegungen im Globalen Süden wie die Kleinbäuerinnenbewegung La Via Campesina, die Zapatisten, die Philosophie des Buen vivir, das Konzept von Livelihood, die Frauen der Chipko-Bewegung und mit ihnen alle anderen Bewegungen, die sich dem Schutz des Lebens verschrieben haben: Wir wollen eure Entwicklung nicht, wir haben genug von eurem Wachstum, sprich vom Extraktivismus, von der Verschmutzung der Natur, von der Zerstörung unserer Lebensweise und der Monokulturalisierung der Welt.

Mit dem Dilemma umgehen

Es ist eine Crux: Wenn es heisst, wir sollten weniger (Natur) verbrauchen, uns mit weniger zufrieden geben, scheint das immer sofort auch (Lohn-)Arbeitsplätze und den Sozialstaat zu gefährden. Wenn Wirtschaften schrumpfen, kommt es immer zu sozialen Einbrüchen, zu Wohlstandsverlusten, im schlimmsten Fall zu Elend, Mangel, Ernährungsunsicherheit. Sobald der Wachstumsmotor stockt, wird es für die Vulnerablen dieser Welt gefährlich. Die Pandemie hat der Natur gutgetan, aber sehr viele Menschen sind gestorben, nicht nur am Virus, sondern auch an Hunger.

Die kapitalistische Wirtschaftsweise hat uns in die paradoxe Lage gebracht, dass wir, wenn wir nicht sterben wollen, immer weiterwachsen müssen, obwohl das unseren sicheren Untergang bedeutet.

Es ist so schwierig, sich eine (kapitalistische) Welt ohne Wachstum vorzustellen, und es scheint nahezu unmöglich, sich eine nichtkapitalistische Welt vorzustellen. Deswegen hoffen zum Beispiel grüne Politiker und Politikerinnen auf die Möglichkeit eines nachhaltigen Wachstums (Füeks 2016), das aber auch mit Naturverbrauch verbunden ist, Rebound-Effekte¹ zeitigt und vor allem den Zwang zur Akkumulation mitnichten überwindet.

Wie also kommt man aus diesem Dilemma heraus? Wie kann man wirtschaften, ohne die Erde über Gebühr zu beanspruchen, wie können die

Voraussetzungen des Wirtschaftens beim Wirtschaften berücksichtigt beziehungsweise wiederhergestellt werden? Eigentlich ja ganz einfach, aber nicht in einer Welt, die von Privateigentum und Marktwirtschaft bestimmt ist.

Die Wirtschaftsethnologie weiss noch von Gesellschaften, die durch die Einheit von Produktion und Reproduktion geprägt sind, in denen die (Erfordernisse der) Reproduktion Umfang und Qualität der Produktion bestimmen.² «Mit der Ausbreitung der Monokultur», schrieb Wolfgang Sachs aber schon in den 1990er-Jahren, «sind jene anderen Formen ausgerottet worden, die eine lebendige Alternative zur wachstumsorientierten industriellen Gesellschaft darstellten [...]. In den vergangenen vierzig Jahren sind die Möglichkeiten einer kulturellen Weiterentwicklung erheblich eingeschränkt worden.» (Sachs 1993, 12)

Eine Alternative wäre, als Gesellschaft zu diskutieren, was wir zum Leben brauchen, und es anschliessend selber beziehungsweise kollektiv herzustellen. Aber genau das können wir eben nicht. Dazu fehlen uns längst die materiellen und die immateriellen Voraussetzungen, zudem fehlen uns die Institutionen, zum Beispiel die Allmenden.

Dekonstruktion

Man kann sich also kaum eine Alternative zur kapitalistischen Ökonomie vorstellen – und hat sie eigentlich immer vor Augen:

Um kapitalistisch wirtschaften zu können, braucht es neben dem «ökonomischen Vordergrund», wie Nancy Fraser die Produktion von Waren und Kapital nennt, «nichtökonomische Hintergründe» (Fraser/Jaeggi 2020, 49), als da wären soziale Reproduktion, Natur und Staat beziehungsweise Gemeinwesen (ebd., 52 f., 58 f., 61 f.). Arbeitskraft, Natur und Gewaltmonopol werden nicht in der Fabrik beziehungsweise auf dem Markt (re)produziert, sondern in Haushalten, Familien, öffentlichen Institutionen.

Die verschiedenen Bereiche folgen unterschiedlichen Normen und Rationalitäten, sprich die gesellschaftliche Realität wird nicht nur von den Logiken des Marktes beherrscht. Praktiken im Bereich Soziale Reproduktion orientieren sich an Idealen der Fürsorge, der Solidarität, der gegenseitigen Verantwortung (statt wie die Warenproduktion an Leistung, Konkurrenz, Effizienz). Sprich, die an sozialer Reproduktion orientierten Normen kollidieren mit den Normen der Warenproduktion, stellen sie mehr oder weniger infrage³ (ebd., 88).

Die unterschiedlichen Normensysteme können sich womöglich in die

Quere kommen; wenn sie, zu einer bestimmten Sphäre gehörend, plötzlich in einer anderen wirksam werden, könnten sie dysfunktional und zu einer Ressource für (Kapitalismus-)Kritik werden.

Tatsächlich werden so die «strukturellen Spaltungen und institutionellen Trennungen» (ebd., 80) des Kapitalismus – zwischen Warenproduktion und Subsistenzproduktion, zwischen Natur und Gesellschaft, zwischen Demokratie und Warenproduktion – häufig zu Schauplätzen von Konflikten. Und die Akteure greifen, um die etablierten Grenzen (zwischen Produktion und Reproduktion, Natur und Gesellschaft, Wirtschaft und Gemeinwesen) infrage zu stellen, regelmässig auf die normativen Perspektiven zurück, die mit den verschiedenen Bereichen verknüpft sind (ebd., 83).

Nancy Fraser ist der Überzeugung, dass es hilft, die Abhängigkeit der kapitalistischen Warenökonomie von ihren nichtökonomischen Hintergründen und damit die gesellschaftliche Bedeutung von Natur, Gemeinwesen und Care-Arbeit offenzulegen, dass eine klare Sicht auf die Verhältnisse dazu führen könnte, «historisch verankerte Akkumulationsregime zu beeinflussen und tatsächlich auch zu destabilisieren» (ebd., 74).

Degrowth meets Subsistenz

Mehr noch als die Arbeiten von Nancy Fraser sind die kapitalismuskritischen Analysen der Entwicklungssoziologinnen Veronika Bennholdt-Thomsen oder Maria Mies feministisch-materialistisch inspiriert. Die Bielefelder Subsistenztheorie war mit ihrem Plädoyer für eine gesellschaftliche Subsistenzperspektive gewissermassen ein Degrowth-Ansatz vor seiner Zeit; für ein an der Subsistenz, sprich an der Versorgung von Menschen orientiertes Wirtschaften, bräuchte es kein Wachstum (Bennhold-Thomsen/Mies 1997).

Bennholdt-Thomsen war Mitglied der Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (sic), die im Anschluss an ausgedehnte Feldforschungen in unterschiedlichen Weltgegenden davon ausging, dass nur die Einbeziehung und Analyse der landwirtschaftlichen, städtischen und haushaltlichen Subsistenzproduktion zu einem umfassenderen Verständnis von Unterentwicklung und Entwicklung beziehungsweise zu einer realistischen Auffassung (im Hinblick auf die Funktionsweise) der kapitalistischen Ökonomie führen würde (AG Bielefelder Entwicklungssoziologen 1978).

Wie viele Ansätze in der Degrowthdebatte argumentiert die Subsistenztheorie aus einer globalen Perspektive. Sie betrachtet die verschiedenen Weltgegenden nicht getrennt voneinander, verweist auf das dialektische Verhältnis von «Entwicklung» und «Unterentwicklung»: Entwicklung gibt

es nur, weil es Unterentwicklung gibt, Entwicklung und Unterentwicklung sind zwei Seiten einer Medaille, nicht etwa unterschiedliche Phasen in der Entwicklungsgeschichte von Gesellschaften. Demnach ist der Kapitalismus keine fortschrittliche Produktionsweise, die sich im Westen entwickelte und friedlich in der ganzen Welt ausbreitete. Kapitalismus bedeutet auch nicht (nur) das Zusammenspiel von Lohnarbeit und Kapital, vielmehr schafft er weltweit hausfrauisierte (sprich prekäre) Arbeits- und Lebensverhältnisse, in denen sich mehrheitlich Frauen und Menschen im Globalen Süden wiederfinden (Bennholdt-Thomsen/Mies/von Werlhof 1992).

Mit dem ökofeministisch inspirierten Blick auf die kapitalistische (Welt-)Ökonomie ist die Vorstellung von einer nicht-kapitalistischen Produktionsweise und Welt verbunden: Dass es sie geben könnte, dass es sie gewissermassen schon gibt. Denn wir leben, allem Anschein zum Trotz, eben nicht allein von der Lohnarbeit und der Warenproduktion. Wir leben nach wie vor durch Arbeit und Produktion, die direkt (und nicht nur vermittelt, wie die Lohnarbeit) der Subsistenz dient. Ohne Hausarbeit, Nachbarschaft, Kooperation, Gabe, Commons gäbe es kein Leben. Es ist nicht möglich, die ganze Welt in ein Warenhaus zu verwandeln.

Insofern ist der Kapitalismus eigentlich eine Fiktion. Noch nie konnte er ohne Zugriff auf «nichtkapitalistische» Bereiche, ohne Zugriff auf Natur und unbezahlte Arbeit beziehungsweise informelle Ökonomie existieren. Zur kapitalistischen Akkumulation gehörten immer schon die ursprüngliche Akkumulation, Raub und Gewalt. Und das nicht nur am Anfang der Geschichte, wie Karl Marx meinte, sondern permanent, wie Rosa Luxemburg bereits aufzeigte. Die Feministinnen der Neuen Frauenbewegung waren die ersten, die darauf aufmerksam machten, dass die Ausbeutung der unbezahlten Hausfrauenarbeit eine Voraussetzung für die kapitalistische Produktionsweise ist und dass die Ausbeutung der Frauenarbeit als eine Art fortgesetzter ursprünglicher Akkumulation verstanden werden muss (ebd.); was auch erklärt, warum ihre Aneignung in vielen Fällen gewaltsam erfolgt.

Das aufzudecken, delegitimiert den Kapitalismus als fortschrittliche Produktionsweise. J. K. Gibson-Graham würden eine solche Klarstellung (und Praxis) vielleicht Dekonstruktion des Kapitalismus nennen: Eigentlich ist der Kapitalismus eine Illusion; ohne den ganzen Untergrund wäre er nichts, könnte er nichts, gäbe es keine Waren, kein Geld und keine Akkumulation (Gibson-Graham 2008).

Ist die Subsistenzperspektive subversiv-transformativ?

Der Subsistenztheorie und Subsistenzpraxis geht es um konkrete Auswege aus dem System, um Möglichkeiten einer vom Kapitalismus unabhängigen Existenz, einerseits perspektivisch, andererseits hier und heute. Die Abhängigkeit von Lohnarbeit schrittweise zu verringern, gilt als probate Strategie, und die Momente gesellschaftlicher Transformation, die in Alltagspraxen stecken, zu erkennen, zu reflektieren, sie zu intensivieren, wie auch bestehende und denkbare Formen des Wirtschaftens jenseits kapitalistischer Ausbeutung und Verwertung zu kultivieren.⁴

Das Gute ist: Man kann sofort damit beginnen, sich an der Subsistenz zu orientieren. Diese Orientierung kann eine Art Leitlinie, eine Art Kompass sein: Was nützt der Subsistenz und was nicht? Es gibt auch Lohnarbeit, die der Subsistenz nutzt, genauso wie es unbezahlte Arbeit gibt, die der kapitalistischen Warenproduktion dient. Man kann Lohn und andere Ressourcen aus der Erwerbsarbeit nutzen, um ökonomische Alternativen zu entwickeln (zum Beispiel um Land und andere Subsistenzreproduktionsmittel zu kaufen). Es ist nicht die Bezahlung, die den Unterschied macht. Insofern geht es immer darum zu klären, wozu beziehungsweise wem die Arbeit beziehungsweise das Engagement dient. Hier herrscht oft eine Verwirrung, die nicht selten lähmt, zum Beispiel gibt es in Projekten oft Auseinandersetzungen, ob es besser ist, unbezahlt oder bezahlt zu arbeiten, ob man Gelder beantragen soll oder ob das ein Sündenfall wäre. Im Kapitalismus kommt man aber um die Ambivalenz nicht herum: «Nicht-kapitalistische» Praxen, Kooperation, Solidarität und gegenseitige Versorgung sind notwendige Grundlage von Kapitalverwertung, aber auch von Widerstand und Subsistenz. Letztlich sind sie jedenfalls die Voraussetzung dafür, sich eine Welt ohne Wachstum eben doch vorstellen zu können.

Anmerkungen

- 1 Rebound-Effekt: Durch Effizienzsteigerungen erzielte Einsparungen (zum Beispiel von Energie) werden durch vermehrte Verbräuche konterkariert.
- 2 Wobei die «Erfordernisse der Reproduktion» selbstredend relativ sind, das Niveau der Reproduktion kann von Fall zu Fall, von Gesellschaft zu Gesellschaft sehr unterschiedlich sein. Trotzdem: Es gab Gesellschaften, die herstellten, was zu einem gegebenen Zeitpunkt und nach demokratischem Beschluss gebraucht wurde (Holzer 1996; Graeber / Wengrow 2022), von moralischen

Werten geleitete Wirtschaftsweisen («moral economy») (Thompson 1980) sowie sozial eingebundene Ökonomie (Polanyi 1978).

- 3 Desgleichen Praktiken, die geeignet sind, Natur zu erhalten, die sich an Nachhaltigkeit, Verantwortung, Generationengerechtigkeit, Kooperation mit statt Beherrschung von Natur orientieren, oder Praktiken, die sich um den Erhalt des Gemeinwesens bemühen und sich an Prinzipien der Demokratie, der gleichberechtigten Staatsbürgerschaft ausrichten.

- 4 Dabei ist das Verhältnis von Warenproduktion auf der einen und Subsistenzproduktion auf der anderen Seite nie ein für alle Mal geklärt, sondern ständig umkämpft. Und es ist eben sehr wesentlich für die Qualität des

(Über-)Lebens, wie viel Subsistenz am Ende übrigbleibt. Die nichtkapitalistischen Formen sorgen nicht «einfach so» für das gute Leben, sondern nur, wenn es gelingt, sie vor kapitalistischer Verwertung zu schützen.

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (Hg.), 1978: Subsistenzproduktion und Akkumulation. Saarbrücken
- Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria, 1997: Die Subsistenzperspektive. Eine Kuh für Hillary. München
- Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria / von Werlhof, Claudia, 1992: Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Zürich
- Fraser, Nancy / Jaeggi, Rahel, 2020: Kapitalismus. Ein Gespräch über kritische Theorie. Berlin
- Fücks, Ralf, 2016: Intelligent wachsen. Die grüne Revolution. Bonn
- Gibson-Graham, J. K., 2008: Diverse economies. Performative practices for «other worlds». In: Progress in Human Geography, 32(5), 613–632
- Graeber, David / Wengrow, David, 2022: Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit. Stuttgart
- Holzer, Brigitte, 1996: Subsistenzorientierung als «widerständige Anpassung» an die Moderne in Juchitán, Oaxaca, México. Frankfurt/M.
- Luxemburg, Rosa, 1913: Die Akkumulation des Kapitals. Berlin
- Polanyi, Karl, 1978: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt/M.
- Sachs, Wolfgang (Hg.), 1993: Wie im Westen, so auf Erden. Reinbek bei Hamburg
- Thompson, Edward P., 1980: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Berlin/Wien